

Zeitschrift: Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur
Herausgeber: Verein für Bündner Kulturforschung
Band: - (1993)
Heft: 1

Buchbesprechung: Rezension

Autor: Simonett, Jürg / Wanner, Kurt / Muraro, Jürg

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

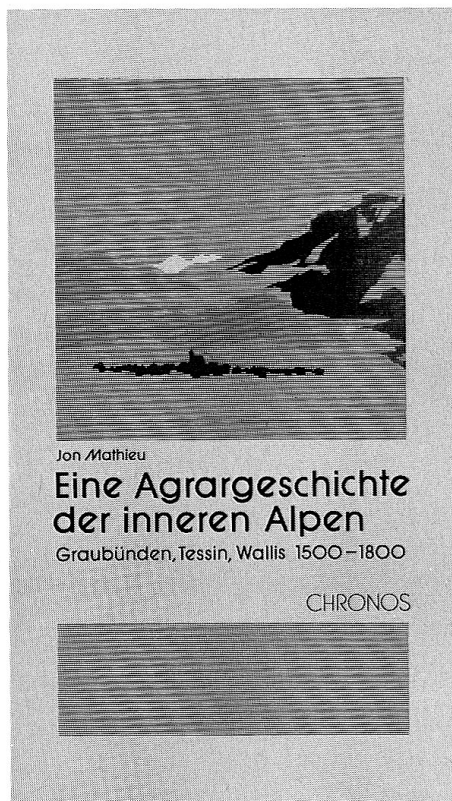
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezension



Jon Mathieu

Eine Agrargeschichte der inneren AlpenGraubünden, Tessin, Wallis
1500–1800

Broschiert

367 Seiten mit 12 s/w-Abbildungen

Chronos, Zürich 1992

Fr. 46.—

«Aber die Sichel sollst du nicht schwingen über das Korn deines Nächsten», heisst es im 5. Buch Moses 23, 25. Während die rätoromanische Bibelübersetzung der Surselva getreulich von der «farcla» spricht, verwendet schon Bifrun 1560 für das Engadin das Wort «fautsch», also Sense. Die Übersetzer haben ihre regionalen Geräte des Getreideschnitts sehr wohl gekannt; tatsächlich verwendete man dort die Sichel, hier aber die Sense. Warum dieser Unterschied? In der Surselva war man auf kurze Garben angewiesen, da die Ernte auf dem menschlichen Rücken zu den engen Stadeln, Streuscheunen oder Histen gelangte. Im Engadin hingegen fuhren Wagen die langen Garben in die Dorfscheunen. Zwar verlor man mit dem tief angesetzten Sensenschnitt Körner, erhielt aber eine Menge Futter für die Zugochsen; der Verlust an menschlicher wurde also durch den Gewinn an tierischer Nahrung kompensiert.

Zwar warnt Jon Mathieu die Leserinnen und Leser in der Einleitung seiner Habilitationsschrift zu Recht, es stehe ihnen kein Sonntagsausflug bevor. Wenn aber Unterschiede anhand innovativ verwendeter Quellen so anschaulich gemacht werden wie im obigen Beispiel, muss den Teilnehmerinnen und Teilnehmern der Expedition trotz

aller Strukturen, Heterogenitäten und Komplexitäten nicht allzu bange sein.

«Die Täler im Wallis, im nördlichen Tessin und in Graubünden enthielten im Vergleich zur Alpennordseite viel Altsiedelgebiet, nahmen nur beschränkt an der im Spätmittelalter einsetzenden viehwirtschaftlichen Spezialisierung teil und wurden vom Kommerzialisierungsprozess der früheren Neuzeit eher indirekt, namentlich durch Emigration, betroffen. Gegen 1800 kann man hier von einer inneralpinen Agrarzone sprechen, deren Besonderheit in der Kombination südlicher und nördlicher Elemente bestand. Die gemischte, zur Selbstversorgung tendierende, dörflich agglomerierte Wirtschaftsweise gab dem Raum ein südliches Gepräge. Mit dem Norden verband ihn die politische Geschichte, das Hervortreten kommunaler Strukturen mit ihren Begleiterscheinungen.»

Mathieu betrachtet in einem ersten Schritt den inneralpinen Raum als Ganzes. Ein Forschungsrückblick vermittelt die Sichtweisen der verschiedenen Disziplinen. Die Historiker haben den Aspekt des Wandels seit jeher stark betont und das Berggebiet fast axiomatisch in einen Gegensatz vor allem zum Mittelland gestellt. Mathieu plädiert für eine vermehrte Berücksichtigung der geographischen und volkswissenschaftlichen Betrachtungsweise, die eher die Kontinuität betont und zwischen nord- und inneralpinen Zonen unterscheidet. Er wendet sich insbesondere gegen simple ethnische oder ökologische Monokausalitäten, mit der bestimmte Ausprägungen erklärt worden sind. Eine Gegenüberstellung von «romanischer» und «germanischer» Bergbauernkultur betrachtet er als ebenso unergiebig wie einen platten Umweltdeterminismus, der alles aus den von der Natur vorgegebenen Randbedingungen erklären will.

In einem zweiten Teil untersucht Mathieu den inneralpinen Raum in bezug auf die bäuerlichen Nutzungsformen. Auch hier geht es ihm nicht um eine vorgegebene Einheit, sondern um feststellbare Unterschiede, namentlich bei Siedlung und Transport, den Flursystemen, den Arbeitsmitteln sowie der Alpwirtschaft.

Ganz besonders faszinierend finde ich seine Ausführungen zum Zentralisierungsgrad der verschiedenen Agrarsysteme. «Das Vieh geht zum Futter», hiess es früher häufig. Aber nicht für alle Gegenden trifft diese Devise zu:

Im zentralisierten System ist die Höhendifferenz zwischen Tal-siedlung und Alp meist relativ klein, die Wegverhältnisse oft einigermaßen annehmbar. Demgemäss sind kaum Zwischstufen entstanden. Die Ernte wird von weit her – oft mit tierischer Hilfe – in den zentralen Dorfstall eingebracht. Die Flur zwischen Dorf und Alp ist weit-

gehend frei von agrarischen Ökonomiegebäuden. Der grösste Teil des Engadins gehört diesem Betriebstypus an.

Im halbzentralisierten System schiebt sich zwischen Dorf und Alp eine weitere Stufe mit eigenen Gebäuden ein, meistens als Maiensäss bezeichnet. Schams oder Oberhalbstein, wie fast ganz Mittelbünden, zählen zu diesem Typus.

Das dezentralisierte System kennt die über die ganze Flur verstreuten Ökonomiebauten, und zwar nicht nur auf Maiensäss und Alp, sondern auch im Dorfbereich. «Uusställ» lautet etwa die entsprechende Bezeichnung. Auf den kurzen Distanzen können Heu oder Getreide meistens getragen werden. Das dezentralisierte System kennen vor allem Prättigau und Surselva. Vorherrschend ist er aber auch im Wallis sowie im nördlichen Tessin, das übrigens in der gesamten Untersuchung etwas kurz kommt.

«Der Gebrauch einfacher Transportmittel und dezentraler Strategien war weder Ausdruck eines säkularen bergbäuerlichen Konservatismus, noch lässt er sich auf die Anpassung an schwierige Umweltbedingungen reduzieren. Die Raumorganisation muss vielmehr als Ergebnis eines Prozesses betrachtet werden, in welchem der synchrone und diachrone Zusammenhang verschiedener Faktoren von entscheidender Bedeutung war. Dass diese Faktoren auch politischer Art sein konnten, lässt sich an der neuzeitlichen Siedlungsentwicklung belegen. Die permanenten Wohnsitze der Bauern rückten im 16. bis 18. Jahrhundert tendenziell zusammen, die Dörfer wuchsen, während die Nebensiedlungen an Gewicht verloren. Ein wichtiger Grund für solche Konzentrationserscheinungen lag in der politischen Verfestigung der Gemeinde, welche ihren Hauptort attraktiver machte und den Raum der Kleinsiedlung verengte. Das zog öfter eine Dezentralisierung der Betriebsweise nach sich, indem ganzjährig bewohnte Häuser zu Ökonomiegebäuden umfunktioniert wurden.»

Der regional so verschiedene Grad an Zentralität ist für Mathieu ein Beispiel dafür, dass die Bergbevölkerung trotz all der vorgegebenen naturräumlichen Faktoren über einen gewissen Gestaltungsspielraum verfügte. Sein Votum gegen die «Geringschätzung der Geschichte mit ihrer potentiellen Wandlungsfähigkeit» und gegen einseitige ökologische Kausalitäten bedarf hier aber fremder Hilfe: Weil die unterschiedlichen Zentralisierungsgrade sich offenbar bereits im Mittelalter herausgebildet haben, kann er «einstweilen nur modellhafte Überlegungen anstellen und als Hypothesen an die Mediävisten weitergeben».

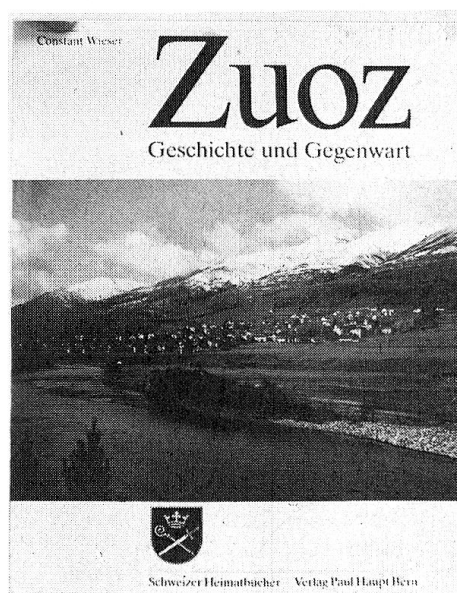
Bis etwa zur Mitte unseres Jahrhunderts hat sich – von lokalen Veränderungen abgesehen – wenig an diesem markanten Gefälle von Ost nach West geändert. In den letzten Jahrzehnten, im Zeitalter des subventionierten Zentralstalls, ist allerdings mindestens in der

Schweiz eine rasante Nivellierung eingetreten, wenn auch – wie eine Ausstellung der Walservereinigung Graubünden kürzlich gezeigt hat – «stella und roba» noch nicht ganz ausgestorben ist.

Im dritten Teil untersucht Mathieu die Zusammenhänge zwischen Landwirtschaftstypen und Gesellschaftsformen in den inneren Alpen, wo die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung im agrarischen Sektor tätig war. Dem bekannten Wort des «ganzen Hauses», nach dem die Bauern in umfangreichen, hierarchischen und harmonischen Hausverbänden gelebt haben sollen, kann Mathieu wenig abgewinnen. Im Gegenteil zeigt er auf, wie mindestens im inneralpinen Raum die bäuerlichen Haushalte überraschend klein und zudem sehr häufig unvollständig waren, sei es etwa, weil ein Elternteil gestorben oder aber emigriert war. Als umso wichtiger erwies sich die gegenseitige nachbarschaftliche Unterstützung oder die Zusammenarbeit innerhalb der Gemeinde.

Mathieus «Agrargeschichte» ist ein ungeheuer anregendes Buch, dicht und gut geschrieben, mit einer stupenden Kenntnis der Details wie auch der laufenden Diskussion zur Erforschung der Alpenlandschaften. Es ist aber auch ein unbequemes Buch, das keine schnellen Antworten bereithält und oft nur Teilerklärungen bieten kann. Es stellt mit Erfolg eine ganze Reihe von lieb gewordenen Axiomen und Dogmen in Frage, liefert aber keine eingängigen neuen. Der Satz von Braudel, wonach die Geschichte des Gebirges in ihrer Nichtexistenz bestehe, wird hier eindrucksvoll widerlegt, ohne aus der Falle der Herablassung in eine andere zu tappen, nämlich in diejenige der Verklärung.

Jürg Simonett



Constant Wieser

Zuoz – Geschichte und Gegenwart

2. vollständig überarbeitete Auflage
104 Seiten, 6 Farb- und 109 s/w-Abbildungen

Verlag Paul Haupt Bern

Fr. 25.–

Bereits vor 25 Jahren verfasste Constant Wieser eine Zuozer Ortsmonographie, die auf grosses Interesse stiess und seit vielen Jahren vergriffen ist. Nun legt er eine zweite Version dieses Buches vor, die in allen Bereichen erweitert, ergänzt und vertieft wurde. Drei annähernd gleich grosse Abschnitte ermöglichen es dem Leser auf diese Weise, das heutige Zuoz, seine Geschichte und sein Siedlungsbild näher kennenzulernen.

Im ersten grossen Kapitel schildert Constant Wieser den Zuozer Werdegang vom einstigen Oberengadiner Bauerndorf zum bekannten Schul- und Ferienort; er vermittelt aber auch einen Einblick in die politischen Strukturen der Gemeinde, in Klima, Vegetation und Tierwelt. Dargestellt werden das jahrhundertelange Ringen mit der Natur in der Land- und Alpwirtschaft, die zahlreichen Überschwemmungen der Engadiner Talsohle sowie die verheerenden Lawinenkatastrophen, die vom Mittelalter bis 1951 das Dorf bedrohten und teilweise zerstörten. Wir erfahren auch alles Wesentliche über das kulturelle Leben des Dorfes, über alte Spiele und Bräuche, über Schriftsteller und Maler, über Gesang, Musik und Theater . . .

Das zweite Kapitel ist der Zuozer Geschichte, der Vergangenheit des alten Hauptortes der ehemaligen Gerichtsgemeinde und Hochgerichtes Oberengadin – ausgehend vom bronzezeitlichen Siedlungsplatz bis hin zur gewerblichen Auswanderung im 18./19. Jahrhundert – gewidmet, wobei Constant Wieser erklärt, dass ihm im Gegensatz zur ersten Auflage diesmal beinahe doppelt so viele wissenschaftliche Werke zur Verfügung gestanden hätten: «Manches, damals mehr in-

tuitiv erfasst, kann jetzt eindeutig belegt und vertieft werden. Anderes erscheint bei Berücksichtigung besonders der sozialen Komponente in neuem Licht. Auch konnten Ansichten früherer Autoren berichtigt werden.» Im weiteren macht er auf die 1931 von Annemarie Schwarzenbach verfasste Geschichte des Oberengadins aufmerksam und meint, deren grossartige Leistung sei wohl schwerlich zu übertreffen. Constant Wieser ist ein ausgezeichnete Erzähler, dem auch jener Leser mit Spannung zuzuhören vermag, der nicht gerade ein Geschichtsstudium absolviert hat.

Das dritte Kapitel ist ganz einfach mit «Das Dorf» überschrieben. Schon bald aber spürt man, dass der Autor hier aus dem Vollen zu schöpfen vermag. Das Siedlungsbild, die aussergewöhnlichen alten Zuozer Häuser und ihre Entwicklungsgeschichte sowie ein entsprechender Dorfrundgang – dies sind Themen, denen der Verfasser in den vergangenen vier Jahrzehnten nicht nur mit grossem Fachwissen, sondern mit ebensolcher Leidenschaft nachgegangen ist. Gerade hier erweist sich auch die vortreffliche Illustration des Buches, welche auch einige Grundrisszeichnungen umfasst, als besonders wertvoll. Im übrigen bildet Constant Wiesers hübsch gestaltetes Zuozer Heimatbuch eine willkommene Einladung, dem Dorf am Inn wieder einmal einen Besuch abzustatten.

Kurt Wanner



Christian Padrutt

Staat und Krieg im alten Bünden

287 Seiten

2. Aufl. Verein für Bündner Kulturforschung/Verlag Bündner Monatsblatt, Chur 1991.

Fr. 35.—

Wenn eine Dissertation eine Zweitaufgabe erlebt, muss alleweil etwas Besonderes daran sein, und das trifft auch für die Arbeit des später als Dozent für Publizistik und Gemeindepräsident von Jenins bekannt gewordenen, leider früh verstorbenen Historikers Christian Padrutt zu. 1965 das erste Mal erschienen, hat dieses Buch aus der Schule des Zürcher Mediävisten Marcel Beck nun schon bereits seine eigene Geschichte; wer es mit Gewinn lesen will, sollte sich die ausgezeichnete Einleitung von Georg Jäger (S. 7–10) zur Pflichtlektüre machen. Padrutt hebt den Schleier idealisierender Heldenstilisierung – fast typisch für die Geschichtsschreibung des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts – vom Bündner Kriegerum hinweg und lässt uns, indem er konsequent auf die zeitgenössischen Originalquellen zurückgreift, ein ungeschminktes Bild der damaligen Zeit schauen, einer Zeit voller Brutalität und aller möglichen Scheusslichkeiten. Die Arbeit befasst sich u. a. mit den Kriegern von 1486–1532, für die die Quellenlage verhältnismässig günstig ist.

Nach einer Einleitung (S. 11–24) geht der Verfasser erst einmal auf die Träger des Krieges und deren kriegerische Bereitschaft ein (S. 25–106). Krieg ist nicht Sache der Obrigkeit, des «Staates», sondern Alltag einer Schicht von jüngeren Männern, der Knabenschaften (Knabe = unverheirateter Mann ab 14 Jahren), der «mats».

Das harte Leben in den Bergen führt zu hoher Wertschätzung körperlicher Kraft und Stärke, die, in Streit und Überfällen, Blutrache

und Privatfehde dauernd erprobt, latente Kriegsbereitschaft zur Folge hat. Brauchtum, Privatfehde und Reislaufen machen den Bündner zum idealen Krieger, der keiner Ausbildung durch den Staat bedarf und der in den Krieg zieht, wenn *er* will; vor den Karren obrigkeitlicher Politik lässt er sich nur schwer spannen.

Der zweite Teil (S. 107–220) analysiert ausführlich Motive und Charakter des Bündner Krieges. — Krieg ist nicht Mittel der obrigkeitlichen Politik, sondern unstaatlicher Herkunft!

Anlass sind oft Alp- und Grenzstreitigkeiten, Blutrache usf. Auslösende Motive können aber auch einfach Beute- und Abenteuerlust sein. Als Führer werden nur potenzierte Krieger, nicht vernünftig abwägende Taktiker akzeptiert; wer abwägt, wird des Verrats verdächtigt. Hinweise auf Probleme der Verpflegung, der Besoldung, der Verteilung der Kriegskosten und der günstigsten Zeit für Kriegstätigkeit im Rahmen der Jahreszeiten (zwischen Weihnachten und Ostern!) lassen auch die Ursachen der weit verbreiteten Feldflucht (natürlich nicht identisch mit Fahnenflucht) besser verstehen. Das Ideal der Kriegsknechte bestand darin, im ersten wilden Anlauf zu siegen, dann zu plündern und endlich beutebeladen nach Hause zurückzukehren. Feste Plätze zu verteidigen, Burgen zu belagern, Wachdienst zu leisten, das waren ganz ungeliebte Pflichten, denen man sich — weil zu langweilig — so rasch als möglich entzog; in diesem Bereich Disziplin zu erreichen war für die Hauptleute fast unmöglich.

Wesentlich ist die Feldsucht, der triebhafte Drang zum Kriegen und Beutemachen. Padrutt rechtfertigt sie mit dem Hinweis, die Bündner seien auf Kriegsbeute angewiesen gewesen, um ihren Lebensunterhalt zu sichern (S. 173). Der Krieg wurde bewusst als Terrorkrieg geführt. Gefangene Feinde schlachtete man gnadenlos ab, sofern nicht ein hohes Lösegeld in Aussicht stand. Als die Bewohner der oberen Etsch nach der Schlacht an der Calven den Bündnern eine Brandschatzung von 5000 Gulden anboten, lehnten diese ab: sie «wollten brennen»! Oft kamen ganz Unbeteiligte ums Leben oder wurden Proviant anliefernde Händler einfach ausgeraubt. Diesen «Furor Raeticus» kennzeichnet der Verfasser als Äusserung «tiefer liegender, elementarer und einfacher kriegsbarer Wildheit, innerster Sucht nach dem berserkerhaften Dreinschlagen und urwüchsiger Aggressivität». Wehe dem, der den Bündnern in ihrem Blutrausch begegnete! Da ist der «urtümliche Kampfgeist, der aus der körperlichen und seelischen Kraft strömt und nach Nahkampf und Handgemenge dürstet».

Ausführungen über die Bewaffnung (Morgensterne sind erst seit dem Prättigauer Aufstand von 1622 bekannt!) runden das Bild ab; diese muss leicht sein: Halbarte oder Zweihänder, Seitenwehr und ein Brustpanzer entsprechen dem Bedürfnis nach Beweglichkeit und An-

griff im Lauf. Feuerbüchsen oder gar Geschütze würden ungehemmtes Losstürmen nur hindern. Einer Analyse werden weiter Elemente wie Ahnenkult, das Verhältnis zur Religion, Bräuche auf dem Schlachtfeld nach erreichtem Sieg, Kriegsstolz (Beschimpfungen!), Führungsprobleme usw. unterworfen.

Ein – etwas kurzer – dritter Teil (S. 226–255) befasst sich mit dem Zusammenhang zwischen Krieg und Politik. Krieg wird von den nichtstaatlichen Kräften geführt: für Gut und Geld, für Ruhm und Ehre. Da er spontan ausbricht (Fähnliupf!), ist er nur beiläufig als Instrument obrigkeitlicher Politik einsetzbar. Kam es endlich zu Waffenstillstandsverhandlungen, hatten sich die Kriegsknechte oft schon lange nach Hause begeben, so dass der Bündner Obrigkeit dann kein wirksames Druckmittel mehr zur Verfügung stand. So änderte denn auch der aufsehenerregende Sieg der Bündner an der Calven 1499 am politischen Status quo so gut wie nichts. Selbst das im Herzen der Bünde gelegene österreichische Rhäzüns blieb letztlich unangetastet. Nun war allerdings die «politische Koordination» auf höchster Bundesebene schon deswegen schwierig, weil ja die Souveränität bei den Gerichtsgemeinden lag, «hinter welchen sich meist die Eigenherrlichkeit machtvoller Familien verbirgt». Diese ländliche Aristokratie war unter sich aber keineswegs stets einig, ja profitierte vom Partikularismus. Demokratie im modernen Sinn gab es nur sehr beschränkt, weil die Ergebnisse von Volksanfragen «gemacht werden konnten und auch gemacht wurden».

Padrutt kommt zum Schluss, dass in den damaligen patriarchalischen Gesellschaftsstrukturen die jugendlichen Altersklassen eine überragende Stellung eingenommen haben und die wesentlichen Träger des kriegerischen Brauchtums und Vollstrecker der Fehde gewesen sind. Sie sind es, die sich immer wieder gegen die Vermittlungsbemühungen der «Etablierten» durchsetzen und der kriegerisch-gewaltsamen Konfliktlösung zum Durchbruch verhelfen. «Nicht dem Paragraphen, nur der Faust des Tüchtigeren leiht sie (die kriegerische Jugend) ihre Kraft!» Der Verfasser sieht die historische Rechtfertigung dieser Gewalttätigkeit darin, dass einerseits im entscheidenden Moment bündnerischer Staatswerdung der politische Druck (gemeint ist wohl jener Österreichs) auf Bünden abgewehrt worden sei, was den staatlichen Kräften die Möglichkeit der inneren Festigung und Konsolidierung gegeben habe, andererseits das bündnerische Selbstbewusstsein gestärkt worden sei.

Die Arbeit bietet beeindruckende Einblicke in das Bündner Kriegswesen um 1500. Auch wenn der enge Anschluss an Vorbilder wie Wackernagel bisweilen zu gar zu prononcierter Typologisierung führt, garantiert die seriöse Verarbeitung eines breiten Quellenmate-

rials hohe Objektivität: an den vor dem Leser ausgebreiteten Fakten ist nicht zu rütteln. Gleichwohl sollte man nicht vergessen, dass die geschilderten Zustände nicht einfach mit «Geschichte der Bünde um 1500» gleich gesetzt werden dürfen. Es wäre gelegentlich an der Zeit, auch jene Kräfte zu würdigen, welche die Konflikte mit diplomatischen Mitteln zu bewältigen suchten (bis jetzt ist das eigentlich erst für die Person Bischof Heinrichs von Hewen ausführlich geschehen), und zwar nicht so, dass jeder, der sich um Vermittlung bemüht, als Landesverräter abqualifiziert wird – auch ein Kapitel noch zu bewältigender Bündner Geschichtschreibung!

Jürg Muraro